

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 20 (1964)
Heft: 3

Rubrik: Dies und das

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Und wie steht es in Gebieten fremder Zunge? An die hochentwickelte „diction“ des Franzosen braucht wohl nicht erinnert zu werden. Und wir wollen hier auch nicht die für unsere Begriffe kaum vorstellbar hochgezüchtete „speech education“ der Lehranstalten in den USA schildern (nur hoffen, das werde für den „Sprachspiegel“ einmal aus persönlicher Anschauung und durch berufene Feder geschehen).

Aber Aufgabe des Sprechspiegels soll es sein, nächstens zu untersuchen, was im eigenen Land zum Wohl des gesprochenen Wortes getan (oder nicht getan) wird. az.

Dies und das

Mundart am Radio

Mit erfreulicher Angriffigkeit zieht die „Zürichsee-Zeitung“ gegen die „Mörder der Mundart“ ins Feld. Wir alle kennen die Unart von Fest- und anderen Rednern, ihre Manuskripte aus der schriftdeutschen Sprache in eine schlechte Mundart zu übersetzen. Am Bildschirm hat der deutschschweizerische Programmleiter, Dr. Guido Frei, unlängst erklärt, daß man in Zukunft den Dialekt noch vermehrt benützen werde, und auch im Radio verfolgt man die gleichen Absichten. Dazu schreibt das Stäfener Blatt:

„Daß man im Radio und im Fernsehen über alles im Dialekt spricht, scheint die Verantwortlichen mit Genugtuung zu erfüllen. Eine fatale Genugtuung! Unsern Mundarten wäre unvergleichlich viel besser gedient, wenn sich die Mitarbeiter des Radios und des Fernsehens häufiger der Schriftsprache bedienten. Sendungen für Automobilisten, für Jazzfreunde usw. werden gleicherweise hemdärmelig angepackt. Man plaudert, scheint es, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Ist er uns so gewachsen: ‚... e Dame in Aarau, e Hörer in Küssnacht, d’Umfahrig in Kirchberg, en Autofahrer us Züri het uf em Weg nach Chur in Rapperswil en Erholigshalt igeschaltet?‘ Statt z’Brasilien heißt es in Brasilien usw.

Details? Zufälle? Mitnichten: es ist System. Nur noch ganz selten, irrtümlich sozusagen, kommt es vor, daß unser Radio statt ‚in Frankreich‘ richtig sagt ‚z’Frankreich‘, statt ‚nach London‘ richtig ‚uf London‘. ‚In‘ und ‚nach‘ tönt halt feiner. Unfein scheint den Radiosprechern aller Ressorts und Grade auch das einzige schweizerdeutsche Relativpronomen ‚wo‘ vorzukommen. Sie haben es radikal gestrichen, einträchtig mit allen Politikern, die sich vor das Mikrophon und vor die Kamera bemühen: „Die Vorlage, die em Volch unterbreitet wird, das Gsetz, das die Eidgenössischen Räte verabschiedet händ.“ Die Sünden wider den Geist der Mundart erfüllen den Äther. Sie nivellieren das Gehör. Sie zersetzen langsam, aber sicher unsere sprachliche Eigenart!“

Diese Sprachverhöhnung ist so unerfreulich wie jener Heimatstil, der Besuchern unseres Landes in einer Welle fürchterlichster Geschmacklosigkeit entgegenbrandet. Der helvetische Perfektionismus verfolgt uns auf Schritt und Tritt; dort, allerdings, wo er angebracht wäre, in der Sprachpflege und in der sprachlichen Zucht, sucht man ihn vergeblich. Man verfolge einmal den Begleittext zur Tagesschau des Schweizerischen Fernsehens: was da an sprachlichem Ungenügen, ja an sprachlicher Verwilderung geboten wird, beweist, daß eben auch die Schriftsprache nicht beherrscht wird, und dies ausgerechnet von Leu-

ten, die Vorbilder sein sollten. „Wir haben noch eine Chance“ — so schreibt die „Zürichsee-Zeitung“ — „unsere Mundart und damit die prägende Form unseres eigenständigen Denkens und Fühlens zu retten.“ TBP

Kauderwelsch oder mehr?

Man kann ja. Zum Beispiel der Auffassung sein, daß die alemannische Mundart nicht die wohlklingendste Sprache sei. Aber so wie das „Feuille d'Avis de Neuchâtel“ darf man nicht urteilen über unsere schweizerdeutschen Dialekte, die — man folgt hier dem Separatisten Roland Béguelin — als bloßes Kauderwelsch abgetan werden. Wenn die Westschweiz aufs Französische stolz sei, müsse man das als berechtigt anerkennen, denn Französisch sei eine Schriftsprache, aber die schweizerdeutsch sprechenden Freiburger etwa könne man doch nicht ernstnehmen.

Hat man in der Redaktionsstube am schönen Neuenburgersee noch nie etwas vom literarischen Krieg zwischen Bodmer/Breitinger als Zürcher mit dem deutschen „Kulturdiktator“ Gottsched gehört und nicht gemerkt, daß die Schweiz mindestens seit damals nicht mehr bloß ein Provinzableger des Reiches ennet dem Rhein ist? Hat man auch schon etwas von Albert Bitzius, dem Berner, gehört, der in einer repräsentativen deutschen Literaturgeschichte der Riesen-Gotthelf genannt wird, der die deutsche Sprache außerordentlich befruchtete und aus dem Lebensquell des Mundartlichen speiste? Oder (worauf ebenfalls die „Basellandschaftliche Zeitung“ aufmerksam macht) von Dürrenmatt, Frisch, Honegger und Jung? Die schweizerischen Geistesgrößen französischer Zunge lassen wir hier darum weg, weil die ja wohl als Kulturträger anerkannt werden.

Aber etwas scheint uns in der erwähnten Zeitung noch aufschlußreich, der Hinweis auf eine amerikanische Untersuchung über die „Geography of Intellect“, die zeigt, daß der helvetische „Holzboden“ gar nicht so hart ist: Seit der Renaissance fallen in der Schweiz auf 100 000 Einwohner 87 bedeutende Denker. Im zweiten „Rang“ folgt Deutschland mit 67, darauf kommen Großbritannien, Frankreich, die Niederlande, Dänemark und die Vereinigten Staaten. Auch die Analyse des Nobelpreisindex zeigt die Schweiz mit 2,62 Preisen auf eine Million Einwohner führend.

Ein letztes: Während des Zweiten Weltkrieges war die (alemannische) Schweiz kaum ein bloßer Wurmfortsatz des Deutschtums, sondern Hort und Hüter seiner besten Werte und Vertreter! Und politisch macht unser Land (und mit ihm die schweizerdeutsch sprechende Mehrheit) in Europa auch keine schlechte Figur!

Salis

Deutsch als Fremdsprache

Kurz nachdem der Verwaltungsbericht des Regierungsrates pro 1961 vom Großen Rat mit einigem Stirnrunzeln verabschiedet worden ist, erscheint der 1962er-Bericht. Er liest sich nicht wesentlich schöner und wirkt auch nicht interessanter als sein Vorgänger. Höchstens preßt er einem ab und zu ein Lächeln ab. Etwa wenn man liest, daß die Turninspektorate gezwungen waren, aus Platzmangel Sportnachmittage auf den Vormittag zu verlegen. Wäre es nicht einfacher und richtiger gewesen zu schreiben, statt Sportnachmittagen seien Sportvormittage abgehalten worden?

Immerhin — was gemeint ist, scheint noch verständlich. Im Gegensatz zu folgendem Erguß: „Im Anstellungsverhältnis des Bearbeiters, Herrn Dr. X., ist durch den Beschluß des Regierungsrates vom 5. November 1962 Herr Dr. X.

ab 1. Mai 1962 zum wissenschaftlichen Assistenten I, unter administrativer Zuweisung an die Öffentliche Basler Denkmalpflege, zur Inventarisierung der Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt fest angestellt worden.“

Wissen möchte der Balduin, wer nun da eigentlich inventarisiert wurde, wer unter Denkmalschutz gehört und wo die Leute, die solches von sich geben, Deutsch als dritte Fremdsprache gelernt haben. „National-Zeitung“

Gedanken zur 60-Jahr-Feier

Den Anstoß zur Gründung unseres Deutschschweizerischen Sprachvereins gaben 1904 die Übergriffe der Bundesbahn-Kreisdirektion Lausanne in deutschem Sprachgebiet, ganz besonders im Oberwallis. Am 12. Oktober 1962 (!) erschien in der „Neuen Zürcher Zeitung“ ein Leserbrief, der (gekürzt) so lautete: Wir finden auf den Bahnhöfen von Martinach und Sitten (im welschen Gebiet) kaum eine deutsche Anschrift, ausgenommen: „Es ist verboten, die Geleise zu überschreiten.“ Dagegen sind auf den Bahnhöfen Brig und Visp (im Deutschwallis) 110 bzw. 35 französische Aufschriften vorhanden. Was bezweckt die Kreisdirektion in Lausanne mit diesem einseitigen Vorgehen? Warum muß in Visp wie in Brig fast jeder Zug zweisprachig angesagt werden, in Sitten, der Hauptstadt des zweisprachigen Wallis, jedoch nicht? Es wird wohl niemand behaupten wollen, das Bahnhofpersonal in Sitten beherrsche das Deutsche nicht.

Wir sind also gleich weit wie 1904, und so bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als uns an die höchste Stelle, an Bundesrat Spühler, zu wenden; ihm ist nämlich auch die Kreisdirektion Lausanne unterstellt. Wer wagt den Schritt? Oder wollen wir noch einmal 60 Jahre lang bitten und betteln und uns trösten und abspesen lassen?

G. Gschwender

Sprachliches vom Übernamentum im Wallis

Die mannigfaltigen Veränderungen, denen die Dingnamen (Orts- und Personennamen) im Verlaufe der Entwicklung durch Gebrauch und Kulturvermittlung unterworfen waren, sind ein Spiegelbild der Sprache selber. Aus siedlerischer Sicht betrachtet, geht die Namengebung zurück auf jene Zeit, da die Nomadenvölker sesshaft wurden. Erst mit dauerhaften Zuständen konnten örtliche Gegebenheiten mit bleibendem Erfolg gekennzeichnet werden. Meistens haben Nebenumstände dazu geführt, daß Namenbildungen aufkamen, oder solche gaben den Anlaß zu neuen Formen. Maßgebend für die Siedler war vor allem die Lage des Ortes zu vorhandenen Dingen: Bäume (im Erli, Hasel, Birch), Wasser (am Bach, Gefäll), Felsen (auf der Fluh, Wand), Geländeformen (Chapf, Hollen, Mulde), Tiervorkommen (Drachenloch, Bärenfelsen, Wolfsgrube); später kamen bauliche Werke an die Reihe (am Kehr, beim Weier) und endlich Kultur und Bewirtschaftungsweise (Wiese, Acker, Allmei, Zelg, Bunte, Egarten usw.). Aufgekommene Flurnamen blieben auf Wohngebieten haften (Ortsnamen) und gingen nach und nach auf die Siedler selber über (Personen- und Familiennamen).

Weil die standörtlichen Dinge und Gegebenheiten beschränkt waren, hat die Namenbildung auch die persönlichen Belange der Siedler erfaßt. Es entstanden Zu- oder Übernamen, um die Ansässen untereinander besser kenntlich zu machen. Zur Bildung von Übernamen dienten Haarfarbe, körperliche Bresten oder sonstige Eigenheiten, worauf dörfliche Spaßmacher besonders erpicht waren. Wer mit einem Auge übersah, hieß „Schäli“ (von schielen), oder wer einen Sprechfehler hatte, galt als „Stottri“. Auch handwerkliche und berufliche Eigen-

schaften dienten erfinderischen Namenkünstlern, so „Stoüber“ für einen, der als Bäcker mit Mehl zu tun hatte, „Chorber“, „Hüsler“ usw. Sogar Familienangelegenheiten und öffentliche Beamtungen trugen zum Übernamentum bei, dessen Wortschatz recht ansehnlich wurde.

Solange die Familiennamen nicht allgemein gebräuchlich waren, bestanden mit den Vor- oder Rufnamen besondere Schwierigkeiten. Da von letzteren nur eine geringe Menge landesüblich war, gab es in jedem Dorf etliche Personen mit gleichen Vornamen, was zu geradezu absonderlichen Formungen führte. Um solche „Doppelgänger“ besser kenntlich machen zu können, fügte man dem Rufnamen auch denjenigen des Vaters, Großvaters und sogar des Urahnen bei. In Lötschen und im Saastal sind Fälle bekannt, daß Taufnamenreihen gebräuchlich waren bis zu vier Generationen, zum Beispiel ds Hanns-Alberts-Josefs Anton. Einzig aus Taufregistern war man imstande, einwandfrei zu entscheiden, wer eigentlich der Genannte oder Gemeinte war. Im Mittelalter hatten geistliche Herren die Gepflogenheit, Namen von Täuflingen oder Heiratskandidaten zu latinisieren, oft sogar den Wohnort dazu. In Grächen bestand früher das Geschlecht der „Sartori“, was dem deutschen Schnider und Schnidrig entspricht. Damit war wohl eine Neubildung entstanden, ohne die Namenverwirrung zu beheben.

Besonders üppige Blüten trieb das Übernamentum in den Leukerbergen, weil die amtlichen Familiennamen verhältnismäßig spät durchdrangen. Es gab Orte, wo man einander nur mit dem dörflichen Übernamen kannte. Wer als Auswärtiger dem Bürger Müller X. oder Meier Y. nachfragte, bekam erst richtige Auskunft auf nähere Angaben, daß dieser einen Buckel (ds Buggli) oder jener ein Hinkelbein (der Gnapper) habe. Erst seitdem mit dem regelmäßigen Postverkehr und vermehrtem Schriftgebrauch die Familien- wie Taufnamen besser bekannt und gebraucht wurden, hat die Gepflogenheit, andere mit Übernamen zu bedenken, allmählich an Zugkraft verloren.

Eine jener Gemeinden, wo jeder Einwohner ohne Ausnahme irgendeinen Übernamen trug, war Leukerbad. Davon hatte auch der neugewählte Pfarrer Kenntnis, was ihn veranlaßte, zu Beginn seiner ersten Kanzelpredigt mit genügendem Schmunzeln zu betonen: Daß er auf einen Übernamen verzichte, weil er „schon getauft“ sei. Der Erfolg war, daß er daraufhin einfach „der Gitoüft“ genannt wurde.

A. L. Schnidrig, Pratteln

Dampf ablassen!

So lautet die Landeslosung. Denn unsere Wirtschaft ist überhitzt. Sie dampft, sie läuft mit Volldampf und bedarf nun — der Dämpfung. Da soll einer klug werden! Dämpfen heißt doch: dem Dampf aussetzen. Kartoffeln und Apfelschnitze werden gedämpft, auch Holz und Gewebe. Gewiß. Wie ist es aber, wenn ich die Stimme dämpfe? Da offenbart das Wort seine zweite Bedeutung. Dämpfen heißt auch schwächen, bezähmen, unterdrücken, löschen. Geiger, Trompeter und Pianisten verwenden einen Dämpfer; es geht bei gedämpfter Trommel Klang... Einem vorlauten Untergebenen setzen wir einen Dämpfer auf. Wir sollten unsere Wut dämpfen, die Glut der Leidenschaft. Bei diesem Worte, bei der Glut, geht uns ein Licht auf, erst gedämpft, dann strahlend hell: Dämpfen heißt eigentlich „dampfen machen“, indem wir die Glut besprengen, die Flamme ersticken, das Feuer löschen — uraltes menschliches Tun. Das Wort, das dieses Tun bezeichnet, hat zwar seine Bildkraft eingebüßt, aber seine Lebenskraft ist so stark, daß es sich noch uns Heutigen aufdrängt: dem Techniker, der Schwingungen und Stöße dämpft, und — unserem Bundesrat. Aufdrängt? Ja, denn die Sprache ist unsere Dienerin und — mehr noch — unsere Herrin.

Paul Stichel

Sage mir, wie du mit den Ortsnamen umgehst, und ich sage dir, ob du deiner Sprache gerecht wirst — könnte man ein bekanntes Wort abwandeln. Die schweizerische Postverwaltung hat den Postscheckkonto-Inhabern auf einem rosa Blättchen die neuen Nummern der Postscheckämter bekanntgegeben. In deutscher Sprache auf der einen Seite, in französischer auf der andern. In der französischen Fassung heißen die Ämter: Lausanne 10, Genève 12, Fribourg 17, Vevey 18, Sion 19, Neuchâtel 20, La Chaux-de-Fonds 23, *Bienne* 25, *Berne* 30, *Berthoud* 34, *Bâle* 40, *Soleure* 45, Olten 46, Langenthal 49, Aarau 50, *Lucerne* 60, *Bellinzone* 65, Lugano 69, *Coire* 70, *Zurich* 80, *Schaffhouse* 82, *Winterthour* 84, Frauenfeld 85, *Glaris* 87, *St. Gall* 90. In der angeblich deutschen Fassung aber: Lausanne 10, *Genève* 12, *Fribourg* 17, Vevey 18, *Sion* 19, *Neuchâtel* 20, La Chaux-de-Fonds 23, *Biel/Bienne* 25, Bern 30, Burgdorf 34, Basel 40, Solothurn 45 usw. usw. Warum nicht: Genf 12, Freiburg 17, Sitten 19, Neuenburg 20, Biel 25 — wie es das gesunde Sprachgefühl für einen deutschen Text verlangt?

Der Unterschied zwischen den beiden Fassungen ist bezeichnend. Aus deutschschweizerischer Amts- und Buchstabengläubigkeit hat man sich in der deutschen Fassung an die sogenannten amtlichen Ortsbezeichnungen gehalten. Die eingefleischte Paragraphenreiterei setzt sich unbedenklich über die Erfordernisse der Sprache hinweg! Anders der französische Text: Er beweist aufs neue den bessern sprachlichen Geschmack der Welschen, der den Gebrauch der spracheigenen Ortsnamenformen verlangt. Da zieht der Amtsschimmel selbstverständlich den kürzeren. Das geht mit „Berthoud“ für Bürgdorf sogar sehr weit. Auf deutsch könnten wir also durchaus auch auf „Vivis“ und „Bellenz“ zurückgreifen, warum eigentlich nicht? Die Lächerlichkeit der deutschschweizerischen Amtsgläubigkeit offenbart sich am deutlichsten an „Biel/Bienne“. Ist es für ein alemannisches Hirn so schwer zu verstehen, was diese amtliche Doppelbezeichnung bedeutet? Nämlich: Die Stadt heißt auf deutsch „Biel“, auf französisch „Bienne“.

Es gilt eine sehr einfache Regel einzuhalten, um sowohl den amtlichen als auch den sprachlichen Erfordernissen gerecht zu werden. In allen Texten, die getrennt in den verschiedenen Landessprachen abgefaßt und veröffentlicht werden, verwende man je die gebräuchlichen spracheigenen Ortsnamenformen. Nur in Veröffentlichungen, die nicht nach Sprachen getrennt erfolgen, sondern in einer einzigen Fassung für das ganze Land (zum Beispiel Telefon- und Postscheckbücher, Amtliches Kursbuch), sind die sogenannten amtlichen Ortsbezeichnungen an ihrem rechten Ort. — Die Ortsnamen sind ein kostbarer Teil des Schatzes unserer Muttersprache; wer sie mißachtet, mißachtet sich selbst. „Achtung vor der Sprache ist beinahe Moral“, sagt Alexander Vinet (1797—1847).

Mundarten, Hochdeutsch und Volkslieder auf Schallplatten

Für die *Landesausstellung 1964* ist eine neue Sammlung von 24 kleinen Langspielplatten (6 Minuten Spieldauer) geschaffen worden, die einen ebenso schönen wie lehrreichen Querschnitt durch die eidgenössische Vielfalt gibt. Es sind selbstverständlich alle vier Sprachgebiete vertreten, die *deutsche Schweiz* durch 3 Platten mit alten *Volksliedern* (Nummern 17—19), eine *hochdeutsche* Platte (Nr. 20: Prof. Dr. Adolf Portmann, Basel: Das Werk von François-Alphonse Forel / Emil Frank, Zürich: Karl Hedigers Schützenfestrede, von Gottfried Keller) und 4 *Mundartplatten*: (Nr. 21: Bärschwil SO, Albin Fringeli / Stadt Zürich, Sylvia Sempert: „s Märli vom Bäreprinz“; Nr. 22: Keßwil TG, Fritz Enderlin, aus „De Sonderbunds-Chrieg“ nach C.-F. Ramuz / Schwyz,

aus dem Japanesenspiel 1963; Nr. 23: Stadt Bern, Ernst Balzli / St. Stephan im Simmental, Armin Bratschi: „Der Lindwurm im Ried“; Nr. 24: Lünen GR, Marie Fleisch: „Vam Broodbache“ / Bosco-Gurin, Hans Tomamichel: „Ds Chriedschiböimdschi“).

Die Platten sind in der Expo-Halle 23.4b „Schatzkammern des Wissens“ am Abhörtisch zu hören und am Auskunftstisch zu *kaufen*. Jeder Platte liegen die gedruckten Texte bei. Preis Fr. 7.—; (3 Stück 20.—, 4 Stück 25.—, 6 Stück 38.—, 8 Stück 50.—, alle 24 Platten Fr. 140.—). Sie können auch *schriftlich bestellt* werden bei der Bibliothèque cantonale, Place de la Riponne, Lausanne (Versand mit Rechnung). Dort können auch genauere Verzeichnisse verlangt werden. Wir möchten die schöne Sammlung allen unsern Lesern *sehr empfehlen*.

km

Eine Europaschule

In Karlsruhe, dem Sitz des europäischen Kernforschungszentrums, wurde kürzlich eine internationale Schule eröffnet. Kinder (vorläufig 120) aus 10 Ländern werden hier auf deutsch, französisch oder englisch unterrichtet. Für alle Schüler ist *Deutsch Pflichtfach*. Die Schüler können mit 6 Jahren eintreten und nach 12 Jahren die Reifeprüfung ablegen.

P. R.

Seegfrörni

Im Heft 1/1964 der Zeitschrift „Der Sprachdienst“ (Lüneburg) hat W. Seibicke über schweizerische Wörter berichtet. Daraus hat sich folgende Diskussion in der Zeitschrift entwickelt:

Auf den Seiten 5 und 6 handelt Herr Seibicke (Sb.) dankenswerterweise über eine Reihe schweizerdeutscher Wörter, die den Bundesdeutschen unbekannt sein werden und schöne Beispiele für den Reichtum einer oberdeutschen Sprachlandschaft darstellen. In einem Falle geht der Verfasser aber im Lob des Schwyzerdütschen und in der Bemängelung der deutschen Hoch- und Schriftsprache zu weit, nämlich im Falle von *Seegfrörni*. Es heißt da: „Das Wort ist überhaupt nicht ins Hochdeutsche übersetzbar; unserer Hoch- und Schriftsprache fehlen einfach die Wortbildungsmittel dazu. Sollen wir *Seegefriernis* sagen oder *Seefrierung*? Nein, *Seegfrörni* ist einfach nicht übersetzbar. Seine Unnachahmlichkeit zeigt aufs schönste die wortbildende Kraft der Mundart.“ Offenbar hat Herr Seibicke folgende hochdeutsche Wörter übersehen:

1. mhd. *gevroerde* „Frost“ (Taschenlexen 1944),
2. obd. *Gefröre* „Frost oder Frostwetter“ (Adelung 1808 unter *gefrieren*),
3. nhd. *Gefrornis* „Bodenfrost, Dauerbodenfrost; Frostboden, Dauerfrostboden“.

Das mittelhochdeutsche Wort scheint ausgestorben zu sein. Das oberdeutsche Wort zeigt, daß es ein dem schweizerischen Wort in der Bildweise sehr ähnliches auch in außerschweizerischen Mundarten gibt. Das neuhochdeutsche Wort ist unter anderm gängiger Fachausdruck verschiedener Erdwissenschaften: der Bodenkunde (Pedologie), der Gewässerkunde (Hydrographie), der Geländekunde (Geomorphologie), der Erdgeschichte (Geologie) einschließlich der Erdschichtenkunde (Stratigraphie) und der Erdkunde (Geographie).

Beim Vorliegen dieser drei Wörter, besonders aber bei der nhd. *Gefrornis*, die in allen einschlägigen Lehr- und Nachschlagewerken verwendet wird, befremdet die ausdrückliche Frage, ob wir *Seegefriernis* oder *Seefrierung* sagen sollen, doch sehr, desgleichen die gleich zweimal aufgestellte Behauptung, daß sich das schweizerische *Seegfrörni* „einfach“ und „überhaupt“ nicht ins Hochdeutsche übersetzen lasse: *Seegefornis* ist die vollkommene hochdeutsche Übersetzung, die jeder schweizerischen *Seegfrörni* um keinen Deut nachsteht.

Für den Sprachpfleger bleibt die Frage, ob es lohnend wäre, die zwei wichtigsten Quellen zur Bereicherung der hochdeutschen Gemeinsprache anzuzapfen — die Mundarten und die früheren Sprachzustände. Damit könnte man zu *gefrieren* für unsere Gegenwartssprache *Gefrörde* (zur Bildung vgl. *Börde*, *Behörde* und *Gebärde*) hinzugewinnen, die Schweizer werden ihr mundartliches *Gfrörni* behalten. Welche hauptwörtliche Ableitungsfülle zum Zeitwort (*ge*)-*frieren* gäbe das: *Frost* — *Gefrornis* — *Gefröre* — *Gefrörde* — *Gfrörni*!

H. H., Hamburg-Großflottbek

Ich bin für diese Hinweise sehr dankbar. Die Reihe der Ableitungen läßt sich indes leicht noch erweitern; im *Deutschen Wörterbuch* der Brüder Grimm (Bd. IV/I, 2, Leipzig 1897) stehen zum Beispiel: *die Gefrier*, *die* (und *das*) *Gefrör*, *die Gefrörne*, *die Gefrornis*, *das* (und *die*) *Gefröst* und *das Gefröste*, *die Gefrüre*, *Gefrürste*, *die* (und *das*) *Gefrust* und *Gefrüste*. Zweifellos sind das aber alles — zum Teil schon veraltete — mundartliche Ausdrücke. Diesem Sprachbereich ist auch das fachsprachlich verwendete Wort *Gefrornis* entnommen. Blicke ich aber in die gegenwärtige Gemeinsprache hinüber, so scheint mir keine der heute üblichen Bildungsweisen geeignet, eine „Übersetzung“ von *Seegfrörni* zu schaffen, die ohne Widerstand von der Sprachgemeinschaft aufgenommen würde. Es ist unter diesem Gesichtspunkt gleichgültig, ob man *Seegfrornis*, *-gefriernis*, *-frierung* oder eine andere Bildung vorschlägt. Ob die Fachleute mit der Bedeutungsübertragung ihres Fachausdruckes auf das Zufrieren des Bodensees (und auch jedes anderen Sees) einverstanden wären, ist eine weitere Frage.

Sb.

Der beste Sprecher

Eine angesehene englische Zeitschrift für Schwerhörige und Gehörlose veranstaltete unter ihren Lesern eine Umfrage: „Welches ist der Sprecher oder die Sprecherin), die Sie am Radio- und Fernseh-Apparat am besten verstehen?“

Dem Sprecher, der die meisten Stimmen erhielt, wurde ein Preis zugesandt, der in London anlässlich eines Jahresballes der Radio- und Fernsehleute verliehen wird — unter entsprechender Publizität. Denn es soll davon für die Allgemeinheit ein Anreiz zu deutlichem Sprechen ausgehen.

Pressedienst Pro Infirmis

Deutsch im Ausland

Mehr als 200 deutsche Lektoren des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) wirken zur Zeit — dies das Ergebnis einer neuen Zählung — an Hochschulen in aller Welt, wo sie Unterricht in deutscher Sprache und Literatur erteilen. Die Lektoren arbeiten in 15 europäischen, 16

asiatischen, 12 amerikanischen und 7 afrikanischen Ländern.

Ein besonderes Geschenk

Als das neue Berner Kaufhaus eröffnet wurde, mischten auch wir uns unter die Gwundrigen. Vor dem warmen Luftvorhang des Hauptportals hatte man eine Zeitlang gezögert: Darf man — ohne die Absicht, etwas zu kaufen? Nur so zum Gucken und Gaffen? Und bestenfalls bloß zum Nicken und Stauen? Die Woge spülte uns hinein, und dann war man einer vom Tausend. — Erster Eindruck: Helle, Platz für alles und alle, Freundlichkeit der Atmosphäre, Übersicht.

Ein besonderes Geschenk war uns ja zum voraus gemacht worden: Man nannte den großen Laden einfach „Kaufhaus“ und „Ryfflihof“ und hatte also darauf verzichtet, zu irgendeiner englisch-amerikanischen Modewortanleihe zu greifen. Vielleicht hatte es dazu sogar eines gewissen Mutes bedurft? Der ihn aufgebracht hat, ist dazu zu beglückwünschen. „Haus“ und „Hof“ — zwei gute alte Wörter, hier

wieder einmal zu neuen Ehren gekommen und deshalb auch irgendwie neu in Sinn und Klang.

Verstehen Sie richtig: Wer heute ein kommerzielles Etablissement noch (oder wieder) Kaufhaus tauft, der leistet damit einen dankenswerten Dienst an der deutschen Sprache.

„Der Konsument“

Erschliches Bürgerrecht in der deutschen Sprache

Nichtsdestotrotz. Das hat einmal einer gesagt. Statt nichtsdestoweniger. Aus Scherz, weil es ihn wichtig dünkte. Ein anderer hörte das, es gefiel ihm, er sprach es nach. Und immer mehr sprachen es nach. Erst auch aus Freude an dem scherzhaften Wort, das zudem dem Ohr so leicht einging. Schließlich waren sie sich gar nicht mehr bewußt, daß es eine scherzhafte Wortbildung sei. Heute kann man das Wort in ernsthaften Zeitungen lesen. Es hat Bürgerrecht in der deutschen Sprache erworben — oder sagen wir besser erschlichen.

Richtig gehend. „Was du sagst, ist richtiggehender Unsinn“. „Das ist eine richtiggehende Lüge“. Oder: „Ich bin richtiggehend verärgert“. Das liest man heute, das schreibt man, ohne darob zu denken, daß auch das ursprünglich im Scherz gebraucht wurde. Es läßt sich auch feststellen, woher es kam. In den 90er Jahren (es können aber auch die 80er gewesen sein) des vorigen Jahrhunderts gab es in Berlin einen Kleiderladen an der Leipziger Straße 110. Der nannte sich „Zur Goldenen Hundertzehn“. In seinen Anzeigen versprach er jedem Käufer eines Anzuges eine richtig gehende Uhr. Es war eine billige, dickbäuchige Taschenuhr, wie es sie damals gab und noch lange nachher gab, die 3 Mark kostete. (Ob es sie heute noch gibt, kann ich nicht sagen. Wir sind dafür zu qualitätsbewußt geworden.) Die Uhr ging wirklich richtig. Allerdings nicht sehr lange. Wenn sie nicht mehr ging — zu reparieren war sie nicht —, war

es kein Schade. Auch dieses „richtig gehend“ hat sich heute Bürgerrecht in der deutschen Sprache erschlichen.

Soll man als Schulmeister dagegen den Bakel schwingen? Ich bin der Meinung, man solle diesen Erzeugnissen des menschlichen Spieltriebs ruhig ihr Dasein gönnen. Der Dichter wird sich zwar ihrer nicht bedienen. Wohl aber der Zeitungsschreiber. Warum auch nicht!?

H. Behrmann

Steigen. Das Wasser steigt mit der Flut und fällt mit der Ebbe. Die Quecksilbersäule steigt und fällt mit der Luftwärme oder mit dem Luftdruck. Börsenkurse steigen und fallen. Fallen? Nur Börsenkurse können richtig fallen, ja stürzen. Bei Ebbe und Flut, bei Luftwärme und Luftdruck ist es ein langsames Sinken.

Aber ich *steige* auch eine Treppe, einen Berg hinab, steige aus einem Wagen aus. Oder ich sitze auf einem absteigenden Ast. Steigen weist ausgesprochen nach oben. Absteigen, aussteigen kehrt die Richtung, kehrt den Sinn des Wortes steigen um, birgt also einen Widerspruch in sich. Es fehlt im Deutschen das Gegenwort zu steigen, wie im Französischen *descendre* zu *monter*, im Englischen *to descend* zu *to climb*, *to amount*. Fallen, sinken oder gar stürzen sind hier nicht zu gebrauchen. Also steigen wir weiter die Treppe, den Berg hinab oder hinunter.

Steig — das hängt sprachlich mit steigen zusammen. Aber es bedeutet keine Bewegung und nur bedingt die Richtung nach oben: der Steig, die Stiege. Sonst ist es einfach ein gebahnter Weg. In Deutschland nennt man den Fußgängerstreifen der Straße Bürgersteig. Gegen dieses Wort ist der Schweizer allergisch. Er mag es nicht hören oder lesen. Es ist auch wirklich nicht schön. Sagen wir also lieber Fuß- oder Fußgängerweg oder -steig. Warum wir uns jedoch gegen den Bahnsteig wehren, ist mir nie recht klar geworden. Nur der Flugsteig scheint sich durchzusetzen.

H. B.